

HEYNE <

Zum Buch

30 Nächte soll Sara dem erfahrenen Henri versprechen – jenem Mann, der nicht nur die intimsten Stellen ihres Körpers, sondern auch ihre Seele berührt. 30 Nächte, in denen die Kunststudentin ganz und gar ihm gehört und ihm jeden Wunsch erfüllt. 30 Nächte, in denen ihre geheimsten Träume wahr werden, Nächte voller Sex und Lust und Gier. 30 Nächte, nach denen auch Henri nicht mehr derselbe sein wird ... *Amour Fou – 30 Nächte in Paris* ist eine erregende Reise in luxuriöse Gemächer, geheime Clubs und verborgene Schlösser. Eine Reise, an deren Ende Sara wissen wird, was sie wirklich will.

Zur Autorin

Anne Simon, 1979 geboren, hat Kunstgeschichte studiert und arbeitet als Assistentin in einer Galerie – zu ihrem großen Bedauern jedoch nicht in Paris. *Amour Fou – 30 Nächte in Paris* ist ihr erster Roman.

Anne Simon

AMOUR FOU

30 Nächte in Paris

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Originalausgabe 03/2014
Copyright © 2014 by Anne Simon
Copyright © 2014 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2014
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design unter Verwendung
von shutterstock/© Beth Swanson
Satz: Christine Roithner Verlagsservice, Breitenauich
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-54563-2

www.heyne.de

1

Und plötzlich ist es, als würde etwas geschehen. Sein Griff an ihren Hüften, kann es sein, dass er fester, zupackender wird? Dass er ihr sein Becken kaum merklich ein Stück entgegenschiebt? Und seine Finger, dort, sie stehlen sich doch den Bauch hinab, ein paar Zentimeter nur, Millimeter, dorthin, wo der Hüftknochen endet und die Haut so wahnsinnig sensibel ist. Und sie – legt sie nicht ihren Kopf eine Winzigkeit tiefer in den Nacken, als wolle sie sich ihm nun ganz hingeben? Es ist, als würde sich die Realität ein klein wenig verschieben und etwas anderes freigeben – das, was wirklich geschieht.

Der Atem stockt, das Herz setzt aus, und dann passiert es. Man kann es ganz deutlich spüren. Wie er seine Hand plötzlich sanft auf ihre Brust legt, seine Haut ganz zart ihre Nippel berührt, der Nippel sich rötet und hart wird. Wie sie ihr Gesäß fest an sein Becken drückt, wie sie sein immer größer werdendes Glied zwischen den Schenkeln spürt, wie sie sich lustvoll an ihm reibt. Er stöhnt auf und versucht, mit sanften Stößen den Eingang zu finden, ihre geöffnete Spalte, den Ort, an dem es so heiß und feucht und geil ist.

Und dann findet er ihn.

Der Schauer, als er in sie gleitet. Ihre Augen schließen sich. Hinter ihr: sein Stöhnen. Sie wirft ihr Haar zur Seite, damit

sie seinen Atem besser spürt. Und dann, mit dem nächsten Stoß, kommt auch alles um sie herum in Bewegung: Die Brünnette, die den Schwanz des blondgelockten Typen mit vollen Lippen umschließt. Der Kerl mit dem Bart, der die Apfelbrüste dieses Mädchens leckt und ihr eine Hand zwischen die Beine schiebt. Ein Glied, das pochend aufragt. Die Blondine, die sich darüberkniet und es genussvoll in sich aufnimmt. Ein Dutzend Menschen, ihre Blicke verschatten sich. Die Lust ist überall, sie lässt Lippen und Nippel und Begierde erblühen. Sie pocht, die Lust, wie ein Herz, wie ein Schwanz, wie eine heißgefickte Möse ...

»Sara!«

Himmel! Ich wäre vor Schreck fast von meinem Hocker gefallen – als ich mich umdrehe, steht plötzlich meine Kollegin Mathilde vor mir und stemmt die Hände in die Hüften.

»Träumst du schon wieder?«, fragt sie mit amüsierten Stimme, und obwohl ihr Blick ganz vergnügt ist, fühle ich mich ertappt und erröte.

»Unsinn«, sage ich.

»Unsinn?«, fragt sie und zieht eine Augenbraue hoch, so schulmeisterlich-ironisch, wie nur Mathilde es hinkriegt.

»Ich ... ich habe nur ...« Herrjeh. Was soll ich denn jetzt sagen ... Ich habe nur einen feuchten Tagtraum gehabt? In meiner Museumswärterinnen-Uniform? Beim Anblick eines *Barockgemäldes*? Mein Blick sucht hektisch das Bild ab, in das ich gerade eben noch so versunken gewesen bin, wandert auf der Suche nach einer Ausrede über die Leinwand, aber natürlich findet sich da keine – alles, was ich sehe, ist eine Gruppe von Figuren, die alle splitternackt sind.

Woher diese Fantasien nur immer kommen! Und wieso werde ausgerechnet ich immer wieder dabei erwischt! Wirk-

lich, ich fühle mich beinahe so wie damals, als ich vergessen hatte die Badezimmertür abzusperren und meine Mutter hereingeplatzt kam und mich da liegen sah, den Duschschlauch zwischen den Schenkeln. Die Scham, die ich damals empfunden habe, vergesse ich nie wieder.

»Ich habe nur über die Komposition des Bildes nachgedacht«, lüge ich schließlich.

»Ach so?«, sagt Mathilde, stellt sich neben mich, legt den Kopf schief und versieht das Gemälde mit einem prüfenden Blick. Es ist ein kolossaler Ölschinken von Judith van Hulsdonck, einer Rubens-Schülerin – oder, na ja, was heißt *einer* Schülerin, wahrscheinlich war es die *einzig*e Frau, die der berühmte Maler überhaupt *je* in seiner Werkstatt geduldet hat. Frauen als Malerinnen waren zu der Zeit ungefähr so rar wie heute Männer beim Rückbildungsyoga. Aber obwohl sie eine Frau war, hat sie gemalt, wie Peter Paul Rubens es sich nicht anders hätte wünschen können. Das Bild zeigt den trunkenen Silen, der sturzbesoffen über die Leinwand torkelt, um ihn herum nackte Körper, die sich aneinander reiben: Haut an Haut, Schenkel an Schenkel, Männer an Frauen. Und dann ist da dieser Faun im Hintergrund, der sein Becken gegen den Po einer blassen, im Rausche taumelnden Schönheit drückt. Je länger man hinschaut, desto anzüglicher wirkt es.

»Was genau meinst du mit Komposition?«, fragt meine Kollegin schließlich und kneift die Augen zusammen.

Ich werde schon wieder rot. Eigentlich mag ich Mathilde. Wir sind ungefähr im gleichen Alter, studieren zusammen an der Kunsthochschule und jobben hier im Museum – sie meistens vorne an der Kasse, ich als Aufseherin. Aber ich kenne sie noch nicht besonders gut, eigentlich erst seit ein

paar Wochen. Und selbst wenn es anders wäre – ich bin nicht gerade offenherzig, was *diese* Dinge angeht. Über Sex zu sprechen finde ich schon einigermaßen peinlich, von erotischen Fantasien ganz zu schweigen.

»Was ich meine ...«, hebe ich an, ohne genau zu wissen, was ich eigentlich sagen will. Doch dann fällt mir glücklicherweise etwas ein, das uns Professor Montalban neu-lich in seiner Ästhetik-Vorlesung erklärt hat.

»Was ich meine, ist: Das Bild wirkt absolut chaotisch, mit diesen vielen nackten Körpern, die in alle Richtungen streben ...«

»Chaos«, sagt Mathilde trocken, »das Wort trifft es.«

»Na ja, aber chaotisch ist es nur auf den ersten Blick. Wenn man die Bildachsen betrachtet, wird man feststellen, dass die nicht wie sonst normalerweise üblich auf den Mittelpunkt zugehen, sondern ...«

Ich verstumme. Mist. Die Bildachsen deuten woanders hin.

»Sondern auf diese blasse Frau und den Typen da hinten. Den mit den Hörnern«, sagt Mathilde.

Ich beiße mir erschrocken auf die Unterlippe. Großartig. Es war nicht gerade Sinn meines Exkurses, Mathildes Blick ausgerechnet *darauf* zu richten.

»Findest du nicht?«, hakt sie noch einmal nach.

»Also, ich weiß nicht ...«

Aber natürlich hat Mathilde recht. Das Paar im Hintergrund ist das eigentliche Hauptmotiv des Bildes, und nicht etwa der betrunkene Silen im Vordergrund, dessen helle Haut alles überstrahlt. Sämtliche Achsen deuten auf das Paar hin. Einen Moment lang verharre ich ganz im Staunen über diesen Trick – es ist, als würde Judith van Hulsdonck mir über die Jahrhunderte hinweg heimlich zuzwinkern.

»Wie auch immer«, sage ich schließlich, und erhebe mich von meinem Hocker, denn es wird mir immer unangenehmer, gemeinsam mit Mathilde vor diesem Gemälde zu stehen. »Wie spät ist es?«, frage ich, um sie abzulenken.

»Kurz nach sechs«, sagt Mathilde. »Deswegen suche ich ja nach dir. Hast du den Gong nicht gehört? Wir haben Feierabend.«

»Oh«, sage ich und schüttle verwundert den Kopf. »Wenn ich konzentriert bin, bekomme ich manchmal einfach nichts mit. Gut, gehen wir.«

Ich wende mich um und will den Barocksaal verlassen, doch Mathilde rührt sich nicht. Sie betrachtet immer noch das Gemälde.

»Mathilde!«, rufe ich ungeduldig, doch sie reagiert nicht. »Wo bleibst du denn?«

Sie neigt den Kopf in die andere Richtung, fixiert noch einen Moment das Bild, dann, endlich, hebt sie die Schultern und folgt mir. Ohne uns zu unterhalten, durchqueren wir den Renaissance-Saal, in dem das Parkett so laut knarzt, dass ich manchmal Mitleid mit den armen Bildern habe, und dann den kleinen Raum mit den mittelalterlichen Altargemälden, in dem mir immer ein bisschen unheimlich zumute ist. Von dort kommen wir in das von oben bis unten mit Marmor verkleidete Foyer. Wir gehen vorbei an der Kasse, die nicht mehr besetzt ist, und am Museumsshop, vor dem die Postkartenständer schon nicht mehr stehen. Elodie löscht gerade das Licht. Ein bisschen muss ich schmunzeln, wie fleißig plötzlich alle wieder sind. Die letzten zwei Wochen war Madame Duval, die Direktorin des Museums, im Urlaub, was zur Folge hatte, dass die Mitarbeiter so arbeiteten, als hätten sie ebenfalls Ferien.

Wir öffnen die Tür, hinter der sich die Büros und der Raum mit den Spinds für die Mitarbeiter befinden, und hängen unsere Dienstkleidung auf Bügel. Ich schlüpfe in T-Shirt, Jeans und Strickjacke, Mathilde in ein Kleid mit weißen Pünktchen, das ihr bezaubernd steht. Als wir das Museum verlassen, ist es seltsam schwül, und wir blinzeln unwillkürlich in den Himmel, an dem jedoch kein Wölkchen zu sehen ist.

»Salut«, verabschiede ich mich, weil Mathilde in eine andere Richtung muss als ich. »Sehen wir uns morgen in der Akademie?«

Doch Mathilde sieht mich nur nachdenklich an.

»Schon komisch, oder?«, sagt sie schließlich.

»Was denn?«

»Dieser Typ mit den Hörnern und die blasse Frau ...«

»Was soll mit denen sein?«, frage ich.

Sie grinst. »Es sah aus, als würde er sie von hinten ficken.«

2

Wie immer, wenn ich das Museum verlasse, breitet sich die Eile in mir aus wie ein Schwarm Bienen. Ich werde ganz unruhig und habe das dringende Gefühl, noch etwas *tun* zu müssen, entweder in der Akademie oder zu Hause am Zeichentisch. Ich müsste endlich etwas schaffen, und zwar etwas *Richtiges*, einen Entwurf, ein Bild. Ich weiß, dass es dumm ist, sich immerfort unter Druck zu setzen, denn so kann ja gar nichts Gutes entstehen. Ich müsste mein Leben in Paris auch tatsächlich einmal *leben*, zumal mir die Kunstakademie dazu ja jede Freiheit gibt: keine Anwesenheitspflicht, keine Klausuren, keine Noten – allein das, was am Ende des Semesters entstanden ist, zählt. Und wenn einmal nichts entstanden ist, ist es auch nicht weiter tragisch. Aber trotzdem, ich bekomme es nicht hin.

Mathilde denkt, dass es mein deutscher Fleiß ist, der mich dazu treibt, nach der Arbeit direkt wieder an die Arbeit zu gehen, statt mich einfach mit einem Stück Camembert und einem Baguette ans Quai des Orfèvres zu setzen und der Seine dabei zuzusehen, wie sie sanft und träge und ohne irgendein Gewese darum zu machen an der Île de la Cité vorüberfließt. Der es mir verbietet, die Abende wie meine Kommilitonen in einer der schummrigen Bars in Saint-Germain zu verbringen und mich mit Burgunder zu betrinken.

Aber insgeheim weiß ich, dass es kein Fleiß ist, der mich in die Arbeit treibt. Es ist Angst. Ich fürchte mich davor, einen Fehler gemacht zu haben.

Plötzlich kämmt ein Windstoß durch die Straßen, eine Plastiktüte fliegt auf, und die rote Markise der kleinen Brasserie, an der ich vorbeikomme, flattert so laut wie die Tauben vor Notre-Dame. Mich fröstelt ein wenig, und ich knöpfe meine Strickjacke zu, obwohl das nicht viel hilft.

Ein Gewitter zieht auf, das wird mir plötzlich klar, und obwohl ich ohnehin schon nicht trödele, beschleunigt sich mein Schritt.

Die Angst. Plötzlich spüre ich sie wieder.

Ich wollte schon immer Künstlerin werden, schon als ich in einem Dorf in der Nähe von Freiburg zur Schule gegangen bin. Es gibt nichts, was ich mehr wollte, mit dem Herzen, den Händen, dem Hirn. Meine Eltern waren dagegen, natürlich – mein Vater ist Lehrer, meine Mutter Hausfrau, beide sind nicht gerade Menschen, die viel Verständnis für Leute haben, die mehr vom Leben wollen als das, was es ihnen gibt. Im Gegenteil. Sie sind das, was man brave Kleinbürger nennt, streng zu sich selbst, sparsam, diszipliniert und gottesfürchtig: Ich kann nicht behaupten, dass ich nichts von ihnen geerbt hätte. Auch ich tue mich schwer damit, mich gehen zu lassen, mal den nächsten Tag zu vergessen, mich einfach nur zu amüsieren. Doch ich spüre auch, dass ich mich in etwas von ihnen unterscheide. Dass da eine Energie in mir ist, eine Kraft, etwas, das aus mir herausbrechen will. Ich habe das immer gespürt. Ich habe mich gegen sie durchgesetzt, als sie mir die Malerei ausreden wollten, genauso wie gegen Hunderte von Bewerbern, die ebenfalls versuchten, einen Studienplatz an der Freibur-

ger Kunsthochschule zu kriegen. Ich habe es geschafft. Ich habe mir einen Job in einem Café gesucht und eine eigene kleine Altstadtwohnung.

Und ich werde jetzt nicht aufgeben.

An der Rue du Vertbois bleibe ich stehen und überlege, ob ich nicht doch lieber in die Métro steigen soll, um noch ein bisschen in die Kunstakademie zu gehen. Die Ateliers dort sind bis 22 Uhr geöffnet, und man hat jede Menge Platz, um sich auszubreiten. Andererseits ist an der Akademie auch meistens irgendjemand, der glaubt, seine kreative Energie würde nicht fließen, wenn er nicht lauten Techno bei der Arbeit hört. Oder jemand, der lautstark mit dem Handy telefoniert. Und bestimmt ist auch wieder jemand da, der nicht aufhört zu fragen, ob ich ganz, ganz sicher nicht mehr in die Bar X oder den Club Y mitgehen will, nur auf ein kleines Gläschen, und der nicht merkt, dass ich wirklich nicht will. Die anderen sind so cool und selbstbewusst, dass ich daneben noch schüchterner werde, als ich es ohnehin schon bin. Außerdem kann ich es mir nicht leisten, jeden Abend Geld für Drinks rauszuschmeißen.

Also marschiere ich ganz zielgerichtet in Richtung Place de la République, Donnergrollen ertönt in der Ferne. Der Wind fährt raschelnd durch die Bäume, die links und rechts der Straße stehen, es wird von einem Moment zum anderen dunkler, und mit einem Mal fangen die Menschen um mich herum an, sich wie ferngesteuert schneller zu bewegen.

An meinem ersten Tag an der Kunstakademie in Freiburg war ich der glücklichste Mensch auf dieser Erde. Und ich blieb es, drei, vier Semester lang. Doch dann, ich könnte nicht genau sagen, wann es begann, kam ich nicht mehr voran. Ich arbeitete immer noch täglich, war fleißig und

bemühte mich. Und doch fühlte es sich an, als träte ich nur noch auf der Stelle. Die großen Ölbilder, die Körperstudien in Kohle und Bleistift, an denen ich mich immer wieder versuchte – es war, als würde ich immer nur noch dasselbe Bild malen. Das Gefühl war anfangs gar nicht so schlimm, glich eher einer leichten Unzufriedenheit, ungefähr so, wie wenn man spürt, dass man seine Tage kriegt. Und vielleicht hätte ich auch einfach weitergemacht, ohne mich intensiver um dieses Gefühl zu kümmern. Doch irgendwann fiel auch meiner Professorin auf, dass etwas mit mir nicht stimmte. Sie sprach mich darauf an, und als ich ihr sagte, dass ich selbst nicht wüsste, was los sei, empfahl sie mir, für ein oder zwei Semester die Stadt zu wechseln, am besten ins Ausland zu gehen, das würde mir schon den Kopf freipusten. Und weil ich schon immer sehr gut in Französisch gewesen war, bewarb ich mich an der *École nationale supérieure des beaux-arts de Paris*.

Paris ist noch toller, als man es sich aus der Ferne ausmalt: die Menschen, die sich leichtfüßiger als irgendwo sonst über die Boulevards bewegen. Die Architektur, die so prachtvoll wie freundlich wirkt. Das Licht in manchen nebligen Morgenstunden, wenn der Himmel noch flüssig wie Milch über der Stadt liegt. Meine niedliche, kleine Dachgeschosswohnung, in der ich mich manchmal wie in einem Baumhaus fühle, weil der Blick aus dem Fenster direkt in die Platanenkronen auf der Straße geht. Und überhaupt, das Leben! Das einzige Problem ist auch hier, dass ich künstlerisch überhaupt nicht weiterkomme, und das, obwohl ich nun schon seit zwei Monaten da bin und arbeite wie eine Berserkerin. Und dann ist da noch die Sache mit dem lieben Geld.

Das Leben ist so unfassbar teuer in Paris. Allein für meine Wohnung zahle ich das, was ich in Freiburg in einem ganzen Monat ausgegeben habe, inklusive Essen, Telefonanschluss und Zeitungsabo. Hier geht mein gesamtes Bafög für die Miete drauf, und das bisschen, was ich im Museum verdiene, reicht gerade so für meine Arbeitsmaterialien und das Nötigste zum Leben. Dabei leiste ich mir weder einen eigenen Internetanschluss noch einen Fernseher, ich belege mir jeden Morgen Sandwiches, weil das das billigste Mittagessen ist, und ich war seit Wochen nicht mehr im Kino. Dabei fände ich das so romantisch, allein ins Kino, in irgendeinen alten Film, und draußen vor der Tür: Paris.

Aber ich will nicht jammern. Paris ist bezaubernd, selbst an dieser Straßenecke hier, wo sich mir der mehrspurige Boulevard de Magenta wie ein dröhnend lauter, stinkender Bandwurm in den Weg wirft. Auf der anderen Seite komme ich an einem kleinen Elektronikfachgeschäft vorbei, wo tatsächlich noch Fernseher im Schaufenster ausgestellt sind. Der Wetterbericht läuft gerade, also bleibe ich einen Augenblick lang stehen. Zwar kann ich durch die Scheibe hindurch die Moderatorin nicht hören, doch das, was ich sehe, genügt: dunkelgraue Regenwolken und Blitze über ganz Frankreich, allein an der Côte d’Azur ist eine klitzekleine Sonne zu sehen. Mist. Manche lieben das ja: Paris bei Regen, aber ehrlich gesagt, ich kann dem nicht viel abgewinnen. Städte im Regen gibt es in Deutschland zur Genüge.

Am Square des Récollets husche ich noch schnell in die *Épicerie*, einen kleinen Lebensmittelladen, der fast rund um die Uhr geöffnet ist. Seit ich in der Nachbarschaft wohne, komme ich oft hierhin, er ist nicht so überkandidelt und

goldverziert wie die anderen Feinkostläden, die auf meinem Heimweg liegen, und das Gemüse ist frischer als in den Supermärkten in der Umgebung. Es ist ein Tante-Emma-Laden, wie sie in Deutschland längst ausgestorben sind, mit einem erstaunlich großen Sortiment, das bis unter die Decke aufgetürmt ist – nur dass hier keine Emma, sondern ein immer müde wirkender Marokkaner von früh bis spät hinter der Kasse steht. Manchmal, wenn das Licht stimmt, sieht er aus wie Jean Reno in »Leon, der Profi«, als er noch nicht so dick gewesen ist. Ich habe aufgeschnappt, dass manche Kunden ihn Jamal nennen, wage es aber nicht, ihn auch so anzureden.

»*Bonsoir, monsieur*«, sage ich nur, das aber besonders freundlich.

In dem Augenblick fängt es an zu nieseln. Verdammt. Ich sollte zusehen, dass ich es nach Hause schaffe, bevor es richtig losgeht.

Also gibt es heute etwas ganz Schnelles: Pasta mit Mozarella, frischen Tomaten und Pinienkernen. Das geht fix und ist ohnehin eines meiner Leibgerichte, vor allem, weil es so einfach ist. Ich werfe ein paar Tomaten aus der Auslage in einen Papierbeutel, schnappe mir ein Paket Nudeln, hole aus dem Kühlregal einen billigen Kuhmilchmozzarella und ein Paket fertig geschnittenen Käse für meine Mittagsstullen. Dann eile ich zu dem Regal, wo das Müsli und die Nüsse sind, und bücke mich, um zu sehen, ob es auf dem untersten Brett noch Pinienkerne gibt. Es gibt sie, ganz hinten – ich muss auf die Knie gehen und erreiche sie immer noch nicht richtig, also krieche ich fast in das Regal, bis ich endlich ein Tütchen zwischen den Fingern spüre. Als ich leise schimpfend wieder auf die Füße komme, remple ich jemanden an.

Noch im Aufstehen entschuldige ich mich, und dann erst erkenne ich, wer da plötzlich neben mir steht. Es ist Madame Duval, die Direktorin des Museums.

Sie trägt einen eleganten, neu und teuer aussehenden Trenchcoat, der sie noch schlanker wirken lässt, als sie es ohnehin schon ist. Ihr Haar ist blonder als sonst, wahrscheinlich von der Sonne gebleicht, und sie hat einen schön gebräunten Teint, der ganz leicht glitzert. Sie sieht erholt aus und noch attraktiver als sonst, sodass ich mich umgehend blass und müde fühle.

»*Bonsoir, Madame*«, sage ich und erröte leicht, obwohl es eigentlich keinen Grund dafür gibt.

»*Bonsoir, Sara*«, sagt sie, offenbar erstaunt, mich hier zu treffen. »So ein Zufall!«

»Ja«, sage ich und starre sie an und weiß immer noch nicht, was genau mir gerade so peinlich ist. Ich habe mich nach Pinienkernen gebückt, und nicht nach ... keine Ahnung ... Gleitgel!

»Oh Sara, es ist gut, dass ich Sie treffe. Ich wollte Sie heute den ganzen Tag lang sprechen, aber Sie wissen ja, ich war im Urlaub, da hat sich so unglaublich viel angehäuft, und dann die ganzen E-Mails, na ja, Sie kennen das ja sicher.«

Ich nicke, obwohl ich keine Ahnung habe, wovon sie redet. Ich habe als Jugendliche Zeitungen ausgetragen und in Freiburg nebenbei als Kellnerin gejobbt – ich schätze, ich habe in meinem ganzen Leben nur eine Handvoll beruflicher E-Mails gekriegt.

»Also, Sara«, sagt Madame Duval und wirft einen hektischen Blick nach draußen, offensichtlich hat auch sie es eilig, nach Hause zu kommen. »Die Sache ist die: Cécile kommt nächste Woche aus dem Mutterschutz zurück, das

heißt, dass wir umdisponieren müssen, und das wiederum heißt, dass ich Sie leider nicht mehr so regelmäßig einplanen kann wie bisher.«

Draußen donnert es wieder, und ich frage mich, was sie mir eigentlich sagen will. Feuert sie mich?

»Und was heißt das, nicht so regelmäßig?«, frage ich vorsichtig.

»Einmal die Woche. Höchstens.«

»Einmal die Woche«, wiederhole ich und spüre, wie ich dieses Mal nicht rot, sondern fahl werde.

»Wissen Sie, ich habe ihr versprochen, sie weiterzubeschäftigen, und dieses Versprechen muss ich doch halten, gerade jetzt, wo ihr Kerl endgültig weg ist und sie alleine ist mit dem Kind ...«

»Schon in Ordnung«, sage ich. Dabei ist ganz und gar nichts in Ordnung. Von einer Schicht pro Woche kann ich nie, nie, niemals leben.

»Danke, Sara. Ich wusste, Sie würden das verstehen.«

Es donnert schon wieder, und sie zuckt zusammen.
»Huch! Ich sollte los, sonst komme ich in den Regen. Bis nächste Woche, Sara, und danke Ihnen!«

Sie eilt zur Kasse, bezahlt die Flasche Rotwein, die sie während unseres Gesprächs in den Händen hielt, spannt einen Regenschirm auf und flüchtet.

»*Au revoir*«, flüstere ich und sehe ihr hinterher. Dann setze ich mich ebenfalls in Bewegung. An der Kasse reiche ich Jamal meine Sachen hinüber, er tippt sie ein und packt sie in eine orangefarbene, raschelnde Plastiktüte.

»*S'il vous plaît, Madame!*«

»*Merci*«, sage ich leise und gehe.

»*Bonne soirée*«, ruft er mir noch hinterher, als ich aus

dem Laden trete, aber ich bin zu schockiert, um seinen Gruß zu erwidern. Ich umklammere die Tüte mit meinen Einkäufen. Der Appetit von vorhin ist wie weggefeht. Ich blicke die Straße hinab, erst in die eine Richtung, dann in die andere. Und dann, mit einem kanonenartigen Knall, geht plötzlich das Gewitter nieder.

3

Im ersten Augenblick bin ich zu verduzt, um zu reagieren. Der Regen prasselt auf mich herab, ich stehe da, durchnässt schon nach wenigen Sekunden, doch dann überrasche ich mich selbst damit, dass ich die zwei, drei Schritte zu dem Café gegenüber laufe und eintrete. Eine Kellnerin deutet auf einen gemütlichen Tisch in der Ecke. Ich lasse mich auf der Eckbank nieder, lege meine Einkaufstüte neben mich und sehe mich um.

Es ist ein besonders hübsches Café, mit alten Möbeln aus dunklem Holz, einem mit Jugendstilschnitzereien versehenen Tresen und warmem Licht, das sich aus alten Messinglampen über die Tische ergießt. Es läuft keine Musik, man hört nur leises Besteckklappern und Gläserklirren vom Tresen. Ein paar Bilder hängen an den Wänden, sie erinnern mich an die Zwanzigerjahre. Es ist schön hier, und ich wundere mich, dass nicht mehr Gäste da sind – außer mir sitzt nur noch ein älterer Herr in einem abgetragenen Anzug am Fenster, ein Glas Rotwein vor sich. Er beachtet mich nicht, sondern starrt hinaus in das Unwetter, das düster und machtvoll durch die Straße fegt.

»So ein Mistwetter, nicht wahr? Was darf ich dir bringen?«

Die Kellnerin tritt an den Tisch. Sie ist ungefähr in mei-

nem Alter und hat ein blasses, aber hübsches Gesicht, aus dem freundliche, smaragdgrüne Augen gucken und das ein flammend roter Lockenkopf umspielt. Einen Augenblick lang zögere ich. Üblicherweise bestelle ich im Café einen Tee, Verveine oder Pfefferminz oder Ingwer. Alkohol trinke ich nur ganz selten, und wenn überhaupt, dann nur, wenn ich in Gesellschaft bin. Aber der Schreck der Begegnung mit Madame Duval sitzt mir noch so tief in den Gliedern, dass mir nun doch nach einem Schlückchen ist.

»Ein Glas Rotwein«, sage ich.

»Bordeaux, Côtes du Rhône, Beaujolais?«

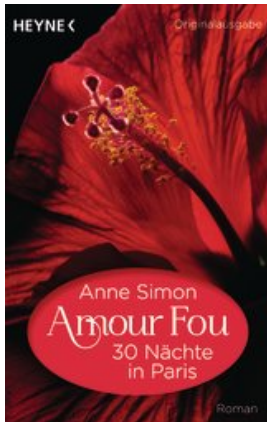
Ich zögere, und sie reagiert sofort.

»Ich würde den Côtes du Rhône nehmen«, hilft sie mir.

»Nicht zu leicht, nicht zu schwer, und das Preis-Leistungs-Verhältnis stimmt.«

»Dann einen Côtes du Rhône«, sage ich.

Die Kellnerin bringt das Glas und dazu ein kleines Schälchen mit Erdnüssen. Erst habe ich keine Lust darauf, aber nach ein paar Schlucken Wein diktiert mir mein Körper, sie zu probieren, und schon wenig später habe ich sie so gierig verschlungen wie ein ausgehungertes Äffchen. Mit den Nüssen im Bauch bin ich auch wieder etwas ruhiger und endlich in der Lage darüber nachzudenken, was ich nun tun soll. Ich brauche unbedingt einen neuen Job, so viel ist sicher, und ich brauche ihn schnell, denn Cécile kommt schon in der nächsten Woche zurück, und ich habe fast keine Reserven. Ich könnte in der Akademie fragen – immerhin hat man mir dort auch den Job im Museum empfohlen, und womöglich hat jemand noch einen anderen Tipp. Oder vielleicht habe ich Glück, und einer der Professoren sucht gerade eine Assistentin? Und gibt es nicht auch



Anne Simon

Amour Fou - 30 Nächte in Paris

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-54563-2

Heyne

Erscheinungstermin: Februar 2014

Wenn es Nacht wird in Paris ...

Sara ist jung, unerfahren und neu in Paris. Auf einer Party begegnet sie Henri Tavel und kann sich seinem Charisma unmöglich entziehen. Eine heiße, heimliche Affäre beginnt. Doch Henri hat ein Geheimnis. Ein Geheimnis, das Sara hinter die verbotenen Türen der Stadt entführt, in ein Paris, in dem Geld keine Rolle spielt – und nichts als die Lust regiert ...



Der Titel im Katalog